

# Mein erster Dienst als Assistenzärztin – ein Erfahrungsbericht



© Depositphotos/megaflopp

Als mich mein erster Dienst als Assistenzärztin ereilte, war ich gerade erst zwei Monate in einem Krankenhaus der Maximalversorgung tätig. Bei der Einstellung sagte man mir, dass ich mindestens drei Monate beschäftigt sein werde, bevor ich für Dienste eingepplant werde.

Eines schönen Nachmittags klingelte mein Telefon auf Arbeit und ich konnte schon an der Nummer erkennen, dass mich die Assistenten-Dienstplanerin anrief. Da ahnte ich bereits, was mich erwarten würde. Sie stellte sich vor und meinte, dass sie mich jetzt schon in die Dienste integrieren wolle, weil es aufgrund von Krankheiten et cetera Engpässe in der Dienstbesetzung gebe. Außerdem hätte ich ja innerhalb der zwei Monate schon einige klinische Erfahrungen sammeln können. Ich hatte also nicht wirklich eine Chance, mich dagegen zu wehren.

Vor meinem ersten Dienst lief ich mit einer jungen Kollegin mit, um zu wissen, was mich erwartet beziehungsweise welche Aufgaben ich während des Dienstes übernehmen muss. Der Dienst war (im Nachhinein gesehen) sehr ruhig, weil wir schon am frühen Nachmittag nichts mehr zu tun hatten.

Nun kam dieser besagte Samstag – mein erster Dienst. Er ging von 8.00 bis 21.00 Uhr. Die Nacht vor dem ersten Dienst konnte ich kaum schlafen, ich malte mir irgendwelche Situationen aus, was mir passieren könnte. Ich war pünktlich um kurz vor acht auf Station und druckte mir die Stationspläne der vier Stationen aus, die ich betreute. Danach ging ich in die Notaufnahme, um mir mein Diensttelefon abzuholen und da ereilte mich schon die erste Hiobsbotschaft: Gegen 7.00 Uhr war eine Patientin auf der geriatrischen Station verstorben, bei der ich

noch die Leichenschau durchführen und den Totenschein ausfüllen müsse. Und ich dachte nur: „Na super, das geht ja gut los.“ Zum Glück hatte ich genau einen Tag zuvor an einer Weiterbildung „Leichenschau und Totenbescheinigung“ teilgenommen, sodass ich für diesen Fall gewappnet war. Ich ging also auf die Station, machte mit einem etwas mulmigen Gefühl die Leichenschau und füllte den Totenschein aus. Das alles dauerte aber auch etwas länger, weil ich nichts übersehen wollte und mich ärgerlicherweise beim Ausstellen des Totenscheines zweimal verschrieben hatte.

Nachdem ich diese erste unschöne Situation gemeistert hatte, ging ich zu meiner eigentlich ersten Arbeit während eines Wochenenddienstes über – die Blutentnahmen auf insgesamt vier Stationen. Eigentlich dachte ich, dass am Wochenende nur wirklich notwendige Blutentnahmen durchgeführt werden. Aber es waren allein auf einer Station circa zehn Stück zu erledigen. Einen Studenten für Blutentnahmen gab es nicht, sodass ich bis zum späten Mittag damit beschäftigt war.

Als nächstes musste ich eine Station visitieren, auf der ich vorher nie war, deren Patienten ich nicht kannte und auf der teilweise Krankheitsbilder auftraten, die nur mal nebenbei im Studium erwähnt wurden. Aber man wächst mit seinen Aufgaben und es gibt ja auch Bücher zum Nachlesen, dachte ich. Und so machte ich bis zum späten Nachmittag Visite, rannte zwischendurch auf die anderen Stationen, um Flexülen zu legen, Erythrozytenkonzentrate anzuhängen oder um einen weiteren Totenschein auszufüllen.

Nachdem ich endlich mit der Visite fertig war, musste ich bei den diabetischen Füßen noch die Verbände wechseln. Jeder „Patientenfuß“ hatte seinen eigenen Verbandsplan, sodass ich auch da für weitere zwei Stunden beschäftigt war.

Es war dann schon gegen 19.00 Uhr, als ich dachte, dass ich mich jetzt mal hinsetzen kann, um etwas zu essen. Kaum zu Ende gedacht, klingelte aber erneut das Telefon und eine aufgeregte Schwester teilte mir mit, dass ein Patient über Luftnot klagte. Also ging ich schnellen Schrittes einmal durch das halbe Klinikgelände auf die andere Station, schaute mir den Patienten an, schrieb ein EKG und machte eine Blutentnahme. Auf dem EKG war aus meiner Sicht glücklicherweise nichts Akutes zu sehen, zeigte es aber trotzdem noch einmal meiner Hintergrundärztin,

die sehr nett war und während ihres Dienstes im Labor forschte.

Dann näherte sich der Feierabend und ich freute mich, den ersten Dienst überstanden zu haben. Ich war 13 Stunden auf den Beinen, mein Schrittzähler am Handy zeigte mir über 14.000 Schritte an und ich war hungrig und müde. Das Resümee meines Dienstes waren: zwei Tote (sie durften aber sterben), gefühlt tausend Blutentnahmen und Flexülen und keine Pause.

Zurückblickend würde ich jetzt einiges anders machen. Aber gerade als Anfänger möchte man alles ganz genau machen, nimmt sich vielleicht auch zu viel zu Herzen und ist noch nicht so routiniert wie ein Facharzt, der seinen Beruf schon mehrere Jahre ausübt. Aber auch jetzt scheue ich mich nicht davor, Vorgesetzte anzurufen, wenn ich mir in irgendwelchen Situationen unsi-

cher bin. Schließlich geht es hier um unsere Patienten, für die man das Beste erreichen möchte. ■

Dr. med. Nora Mühle, Dresden  
Ärztin in Weiterbildung

## MEIN ERSTER DIENST

Der erste Dienst ist für die meisten Ärzte eine prägende Erfahrung. Aus diesem Grund hat das „Ärzteblatt Sachsen“ junge Ärzte um ihre Erfahrungsberichte gebeten. Diese sehr anschaulichen Schilderungen veröffentlichen wir an dieser Stelle in loser Folge.